

Sharp, Wilhelm

Deux entretiens avec Erich Maria Remarque (Zwei Gespräche mit Erich Maria Remarque)

Revue d'Allemagne et des pays de Langue allemande. (Paris, FRA)

1929

Standort Original:

Signaturen: R-A 2.1.001

Übersetzung

Zwei Gespräche mit Erich Maria Remarque

Wie rund dreitausend andere meiner Zeitgenossen hatte auch ich einen Brief an Erich Maria Remarque geschrieben. Ich begnüge mich damit, den Inhalt dieses Briefes zu resümieren. Der Brief sprach einige Fragen bezüglich der Kriegsjugend an, Fragen der Erfahrung dieser jungen Generation in einem neutralen Land, das, obwohl außer Reichweite der Granaten, nicht weniger an den verheerenden Folgen des Krieges gelitten hat. D

Eigentlich rechnete ich kaum mit einer Antwort. Aber zu meiner Überraschung fand ich, eines Tages, einen Brief auf meinem Tisch:

»Wenn Sie noch in Berlin sind, würde ich mich freuen, Sie zu empfangen...«

Dieser Paul Bäumer, von lächerlichen Gerüchten umgeben, er, der doch so einfach war, so blutjung, so menschlich zugleich in seinem Erleben des Kriegsalptrahms, so merkwürdig deformiert, so ungreifbar hinter dem Sperrfeuer der Verlagswerbung und der hasserfüllten Presspolemiken – er würde mir also die Tür seines Betonbunkers, in dem er sich verborgen hielt, öffnen? fb

Man hatte das Namensschild von der Tür entfernt. »Waren das Souvenirjäger?« fragte ich mich, während die Klingel ertönte. Ein junger Mann im Sporthemd öffnet mir die Tür. Sein Händedruck ist fest und herzlich wie der eines Kameraden. Sofort nachdem wir uns begrüßt haben, beginne ich, eine Frage zu stellen:

»Sie wissen sicherlich schon, dass man in den skandinavischen Ländern das lebhafteste Interesse an Ihren Büchern bekundet und vielleicht noch mehr Interesse an Ihrer Person selbst?«

»Nein, das wusste ich nicht«, antwortet Remarque mir kurz und bündig, und er fordert mich auf, in sein Arbeitszimmer einzutreten.

Ein Tisch, eine Bibliothek, ein Schrank, ein Stuhl, eine Couch. Zwischen den Fenstern ein kleines Aquarium, in dem vielfarbige exotische Fische herumschwimmen. Überall Haufen von Büchern. Und in der Mitte dazwischen einige merkwürdige Objekte: bizarre Statuen, Holzskulpturen, Fragmente mit sonderbaren Formen.

»Das sind Negerskulpturen aus dem Kongo, die schon lange eine Manie von mir sind«, erklärt mir Remarque.

Als er das Interesse bemerkt, das ich zeige, sucht er sofort im Zimmer nebenan einige seltene Stücke der gleichen Sorte zusammen. Einen wunderschönen, mit Skulpturen verzierter Aktendeckel und kleinen, niedrigen Hocher von überraschender Kunstfertigkeit mit einem erstaunlich ausdrucksvollen Kreis aus bunten Tier- und Menschenfiguren. In reine K

»Das ist mein Telefonhocker«, sagt Remarque zu mir, der mir mit Stolz dieses merkwürdige Möbelstück vorführt.

Unterdessen habe ich schon einen neugierigen Blick auf den Bücherstapel geworfen. Es sind Reiseberichte, ethnographische Werke. Von nordischen Autoren finde ich: *Abu Markub* von Bengt Berg, der *Vagabund* von Knut Hamsun, *Gosta Berling* von Selma Lagerlöf

»Man sagt, dass Sie viel gereist sind, vor allem in den Orient, nicht wahr?« frage ich ihn.

»Keineswegs«, antwortet er mir. »Das ist eine Legende wie viele andere. Aber vielleicht finde ich noch die Gelegenheit dazu.«

»Verstehen Sie?« Remarque nimmt die unterbrochene Unterhaltung wieder auf und setzt sich neben mich auf die Couch.

»Keines der seltsamen Gefühle, die mir mein Buch und sein Schicksal bereitet haben, hat auf mich einen so verwirrenden Eindruck gemacht wie dieses Interesse, das man an meiner Person bekundet hat, an meinem Privatleben. Ich bin ein normaler Mensch wie alle anderen.«

Ich bin ganz damit beschäftigt, meinen Gesprächspartner zu beobachten. Ein junger, frischer Mann, Typus 1929, blond, von nordischem, genauer gesagt vielleicht angelsächsischem Aussehen. Ein frisches Gesicht – ja, er könnte ein Sportjournalist sein. Oder vielleicht ein Architekt. Er könnte einen Beruf ausüben, der lebensoffen ist und praktische Qualitäten erfordert. Aber nein. Seine Augen sind zweifellos grau. Aber sie haben nicht diese Selbstsicherheit, diesen eigenwilligen und selbstbewussten Charakter, der im Blick der Amerikaner liegt. Es sind unruhige, melancholische, suchende Augen, Augen, die zuzuhören scheinen. Und die Stirn. Ich habe selten ein so junges Gesicht mit einer so expressiven Stirn gesehen, derartig gezeichnet von Runzeln und feinen Falten. Und der Mund, ist es nicht der Mund eines Träumers? Erkennt man nicht einen Ausdruck, in dem Sanftmut und Verbitterung sich fast vermischen?

»Die Zukunft wird sagen, ob ~~ein~~ Buch gut oder schlecht ist, aber das wird nicht von dem Leben abhängen, das ich führe, oder von dem Menschen, der ich in meinem Privatleben bin.«

»Ihr Buch ist mehr als ein Buch geworden?« sage ich.

»Es ist ein Argument, ein Dokument. Und man hat Ihnen das Recht streitig gemacht, dieses Dokument zu schreiben.«

»Es wäre anders, wenn ich ein strategisches Werk hätte schreiben wollen, ein objektives Buch, ein generalstabsmäßiges Urteil über den Krieg. Aber ich habe mich an die rein menschliche Erfahrung gehalten, die zweifellos allen gemeinsam gewesen ist, obschon vielleicht nicht alle sich dessen wirklich bewusst sind. Man hat mir den Vorwurf gemacht, es »mangele an militärischem Geist«, man hat mir gesagt, ich sei ein »Zivilist«. Das ist genau, was ich war, was die meisten von uns auch in Uniform geblieben waren. Bestätigen der Erfolg, den das Publikum meinem Buch hat zuteilwerden lassen sowie die Tausenden von Briefen, die ich erhalten habe, nicht bis zu einem gewissen Grade die Richtigkeit meines Buches? Ich bin im Besitz eines Briefes, der allein für sich schon ausreichen könnte, alle Angriffe zu ertragen; es ist der Brief eines Kriegsblinden meines Alters, der mir schreibt, dass er sich alleine durch mein Buch von der lähmenden Verbitterung über sein Schicksal befreit gefühlt habe.«

»Wurde Ihre Haltung gegenüber dem Krieg nicht in gewissem Maße von politischen Standpunkten bestimmt?«

»Nein. Ich verstehe nichts von Politik, ich kann nur eines sagen: dass nämlich diese Atmosphäre politischen Hasses, die gegenwärtig in Deutschland herrscht, mir zutiefst zuwider ist. Der lebendige Patriotismus, den wir zu Zeit brauchten, wäre nicht in den großen kriegerischen Schlagworten enthalten, sondern in einer stillen Liebe zu unserem Land.«

»Welches wäre Ihre Haltung, wenn Deutschland morgen in einen neuen Krieg hineingezogen werden sollte?«

Remarque schaut mich überrascht an.

»Diese Frage kann ich nicht beantworten.«

»Sind Sie also nicht pazifistisch?«

»Ich bekenne mich zu keiner Doktrin. Ich wollte nur erzählen, was meine Kameraden und ich erlebt haben, wie unsere Lebensideale zerstört wurden, durch eine Realität, auf die sie nicht vorbereitet gewesen waren.«

»Beruht Ihr Buch also auf persönlichen Erlebnissen?«

»Ja, ich war lange genug an der Front, um fast alles, was ich beschrieben habe, selbst mitzuerleben.«

»Waren Sie verwundet?«

»Ja, zweimal.«

»Und Himmelstoß?«

»Er ist so wenig ein übertriebenes Konstrukt meiner Phantasie, dass ich verschiedene Briefe von Kameraden erhalten habe, die mir vorwarfen, mehrere seiner heldenhaftesten Taten außer Acht gelassen zu haben. Er ist Briefträger und lebt noch.«

»Und was denken Sie von dem an das Komitee des Friedenspreises gerichteten Brief des ›Deutschen Offiziersbundes?«

»Der ›Deutschen Offiziersbund‹ ist nicht die Vereinigung aller alten Offiziere, er ist nur eine Vereinigung eines deutlich ausgeprägten reaktionären Typs. Es fällt mir schwer zu glauben, dass jemand, der mein Buch wirklich gelesen hat, es für ein gegen die deutsche Wehrmacht und das deutsche Offizierskorps gerichtetes Pamphlet halten kann. Ich erzähle wie deutsche Soldaten fast ohne Munition, sehr schlecht ernährt, einem unendlich mächtigeren Feind die Stirn geboten haben und immer wieder von neuem angegriffen und in die Offensive gingen. Tausende von deutschen Soldaten haben mir geschrieben, dass gerade ihr Heroismus in meinem Buch Ausdruck gefunden hat. Und der einzige Frontoffizier, den ich in meinem Buch erwähne, ist ein beispielhafter Chef, ein Held, der sein Leben für seine Truppe opfert.«

»Der Krieg hat also trotz allem einen gewissen menschlichen Heroismus zutage befördert?«

»Ja, sicherlich. Aber er wurde zu teuer bezahlt um den Preis des Weltkrieges. Es gibt auch einen Heroismus des täglichen Lebens.«

»Und dieser Artikel, der in der Zeitschrift dieses ›Bundes‹ erschien, in dem man behauptet, dass Sie sich nur kurze Zeit an der Front aufgehalten haben und noch andere Dinge, was sagen Sie dazu?«

»Die Kreise, die glauben, dass das Wohl Deutschlands von der Aufrechterhaltung einer Kriegs Atmosphäre abhängt, haben in meinem Buch ein Hindernis und eine Gefahr gewittert. Und deshalb schlachtet man alles aus, was zu einem Nachteil vorgebracht werden könnte. Der eine behauptet, dass ich erst dreiundzwanzig Jahre alt sei, und der andere kennt mich ganz genau und weiß, dass ich fünfundfünfzig bin. Für den einen war ich ein Soldat im Hilfsdienst, und wenn man dem anderen Glauben schenken will, bin ich Franzose, ich hätte mir den Offizierstitel widerrechtlich angeeignet; wenn man den einen hört, so heiße ich Kramer, nach Auffassung des anderen bin ich Jude oder was ich noch alles... Nichts von alledem ist wahr.«

»Warum widersprechen Sie nicht?«

»Nur ein kleiner Teil dieser Verleumdungen erreicht mich, und nichts von alledem kann meinem Buch Unrecht tun. Dies ist meine Überzeugung. Wenn ein Hund in der Straße bellt, wenn Sie vorbeigehen, fühlen Sie sich dann beleidigt? Das Bellen liegt in seiner Natur. Übrigens kümmere ich mich gegenwärtig um ganz andere Dinge; ich möchte ja gerade aus dem Ganzen heraus, mich davon befreien. Ich habe ›Im Westen nichts Neues‹ vor fast zwei Jahren geschrieben, um mich von einem inneren Gewicht zu befreien, das ich als Fessel, als Zwang empfand. Ich fühlte mich befreit, als mein Buch beendet war. Aber es ist so, dass der Erfolg mich mit alledem wieder konfrontiert, es wieder aufleben lässt wie ein riesenhaftes Phantom und mich bei jedem Schritt, den ich machen will, an den Ausgangspunkt zurückführt. Von morgens bis abends, selbst gegen meinen Willen, bin ich mit meinem Buch beschäftigt. Da ist die Post, da sind die Manuskripte, da sind Besucher; es gibt keinen Moment, über den ich selbst verfügen könnte. Ich hätte gerne in Ruhe nachgedacht im Hinblick auf etwas anderes, vielleicht auf ein anderes Buch. Aber es scheint mir, dass es mir nie wieder gelingen soll, ›ich selbst‹ zu werden. Man hat mich zum Verwalter auf Lebenszeit meines ersten Buches ernannt.«

»Sind Sie mehr mit der Regie des Films beschäftigt, der in Anlehnung an Ihr Buch entstehen soll?«

»Ich habe mich mit Laemmle darüber unterhalten, aber ich habe jegliche persönliche Mitarbeit abgelehnt.«

»Und Ihr neues Buch?«

»Es wird die Nachkriegszeit behandeln. Das ist alles, was ich Ihnen im Moment sagen kann.«

Zum Schluss mache ich noch eine Anspielung auf das Wort von *Walter von Molo*, der das Werk Remarques als *Buch der unbekanntenen Soldaten* bezeichnet hat, ein Wort, aus dem der Verleger für seine Werbung Nutzen zog, und ich fragte:

»Haben Sie wirklich im Namen aller sprechen wollen? Unterschied sich die vom Krieg zerstörte Generation nicht deutlich von den anderen durch ihr Alter?«

»Nicht ich habe den Titel der deutschen Ausgabe ausgewählt. Das ist die Kritik eines berühmten deutschen Schriftstellers, aber das ist nicht meine eigene Meinung. Ich habe niemals behauptet, im Namen aller zu sprechen. Mein Buch ist subjektiv. Viele der Lebenden und der Toten haben einen anderen Krieg erlebt als den, den ich beschrieben habe, und haben ihn anders empfunden, indem sie sich beispielsweise von einem religiösen oder patriotischen Enthusiasmus leiten ließen...«

Mit diesen Worten geht also unsere Unterhaltung zu Ende. Aber zu meiner angenehmen Überraschung lädt Remarque mich ein, in Bälde mit ihm einen mehrstündigen Spaziergang außerhalb der Stadt zu machen.

Vor dem Gebäude, in dem sich eine Vielzahl moderner Appartements übereinandertürmen, erwartet uns ein elegantes schwarzes Auto.

»Das ist nicht mein Auto, nein, noch nicht.«, sagt Remarque lächelnd zu mir. »Ich beschäftige mich damit, die Wagen der anderen auszuprobieren. Übrigens bin ich ein ziemlich guter Autokenner. Mein Beruf zwingt mich lange dazu, mich damit zu befassen.«

In der Tat stelle auch ich dies fest, während wir den Kurfürstendamm entlangfahren; das lange, niedrige Auto schlängelt sich wendig wie ein Motorrad durch das Verkehrsgewimmel, und während er spricht, lässt Remarque oft mit schnellen Gesten das Lenkrad los, dabei jedoch keine Gelegenheit versäumend, seine Konkurrenten zu überholen.

Durch den Grunewald, wo die Septembersonne bizarre Flecken und Lichtstrahlen auf die asphaltierte Chaussee wirft, fahren wir mit 100 Kilometer pro Stunde in Richtung ›Onkel Toms Hütte‹, einer dieser bevorzugten Sonntagstreffpunkte der Berliner Sportler, wo wir jedoch heute in fast völliger Einsamkeit nur einige diskrete Pärchen antreffen.

Im Freien, am Tisch sitzend, nehmen wir unsere unterbrochene Unterhaltung wieder auf, diesmal in einem freieren, persönlicheren Ton. Remarque spricht von sich selbst, erwähnt Kindheitserinnerungen, Stimmungen, Beobachtungen, die er machte. Ich stelle erneut die Frage, die bereits in meinem Brief enthalten war:

»War die Kriegserfahrung wirklich mit den Schützengräben verbunden? Glauben Sie nicht, dass alle Jugendlichen in der einen oder anderen Weise von ihr betroffen waren, all diejenigen, die damals zwischen dem Alten und dem Neuen zögerten?«

»Ja, der Krieg hat die Welt verändert und nicht nur die, die damals Soldaten waren. Er hat nicht alle vernichtet, aber er hat viele von ihnen verformt und Steine in den Weg gelegt. Der Krieg war eine Entfesselung der Elemente wie ein Brand der eine Stadt zerstört; viele Straßen bleiben unverändert, aber viele andere müssen völlig rekonstruiert werden. Bei uns ist nur dies angekommen: wir waren eine Gruppe junger Männer eine Handvoll vor Erwartung sprühenden Lebens, das hätte aufblühen und sich entfalten sollen wie das Grün und die Bäume unter den Wolken, das sich heller und lebendiger Gedanken hätte erfreuen sollen und das im Gegenteil in das Chaos des Todes und der Todesängste gestürzt wurde. Aber das Leben bäumte sich auf in diesen jungen Körpern, richtete sich auf zu einem verzweifelt Kampf: der Lebenserhaltungstrieb zeigte sich selbst unter dem Sperrfeuer, in der bestialischen Brutalität der Attacke, in dieser unsentimentalen Mischung aus Egoismus und Kameradschaft, in einem frühreifen und expressiven Humor, in Momenten eines animalischen Lebensdranges. Und es

ist nichts anderes als dieser Lebenskampf gegen die Bedrohung durch den Tod, den ich in meinem Buch beschreiben wollte. Ich wollte keine religiöse oder politische Idee zum Ausdruck bringen. Ich wollte nur diesen Kampf für das Leben nachzeichnen.«

Remarque macht eine Pause:

»Vielleicht hätte ich ebenso gern den Sieg des Lebens wie seine Niederlage beschrieben. Aber dann, dann kam die Rückkehr, und das war das schwierigste. Ich war verwundet und, vom Dienst an der Waffe befreit, wieder zu Hause. Meine Mutter war tot, ein bester Jugendfreund war gefallen. Alles erschien mir so fremd, so unwirklich. Ich wusste nicht, was ich anfangen sollte. Das war im September 1918. Dann habe ich mich erneut als Freiwilliger gemeldet, um wieder wegzufahren, um von hier fortzukommen. Es war die reine Verzweiflung. Aber dann war schon alles zu Ende.

Man hat gesagt, dass ich Paul Bäumer nicht hätte sterben lassen sollen. Aber hätte man mir nicht in diesem Fall sagen können: ›welch ein interessantes Leben hatte er doch alles in allem, Ihr Bäumer!‹ Gymnasiasten hätten mir sagen können: ›welch aufregende Abenteuer er doch erlebt hat in dem Alter, wo wir uns auf den Schulbänken langweilen. Wir hätten auch gerne eine solche Vergangenheit gehabt.‹ Der Krieg ist summa summarum eine Sache, die es zu erleben lohnt – vorausgesetzt, dass man heil davonkommt.«

Ich befrage Remarque noch nach den Lebensumständen in seiner Jugend.

»Ich habe meine Kindheit in einer kleinen westfälischen Stadt verbracht, in einer kleinbürgerlichen Atmosphäre. Meine Eltern waren katholisch, ich selbst habe oft in der Kirche gesungen als Chorknabe. Weder bei mir daheim noch in der Schule habe ich je empfunden, dass man meinen Hang zur Träumerei, meine Phantasien von einer fernen Welt versteht, noch erhielt ich Ratschläge, die mich in die Welt der Bücher geführt hätten. Man konnte sich für mich keine andere Zukunft vorstellen als beispielsweise den Beruf eines Postinspektors, eines Apothekers oder eines Volksschullehrers. Ich las viel und planlos. Ich habe hunderte uninteressanter Bände verschlungen, bevor ich den ›Grünen Heinrich‹ von Gottfried Keller entdeckte. Ich konnte kaum gute, echte Literatur von einem Feuilleton-Roman unterscheiden, aber von diesem ich wusste ich bald ganze Seiten auswendig.«

Als ich Remarque darauf aufmerksam mache, wie realistisch und unromantisch die Nachkriegszeit erscheint, antwortet er mir:

»Aber in Wirklichkeit waren wir durchaus romantisch. Ich erinnere mich, als mir zum Beispiel die ›Die Leiden des jungen Werther‹ in die Hände fielen, dieses Buch bis spät in die Nacht im Mondschein gelesen zu haben, auf dem Balkon unserer kleinen Wohnung, in der letzten Etage eines scheußlichen Mietshauses. Für 1,50 Mark hatte ich mir eine Flasche Wein gekauft. Wein, stellen Sie sich das vor. Ich füllte ein Glas und trank im Mondschein. Nur einen Schluck. Den Rest kippte ich in die Flasche zurück, denn es war selten, dass ich reich genug war, mir eine solche Ausgabe zu leisten.«

»Fingen Sie früh an, zu schreiben?«

»Ja, ich versuchte, Verse zu schreiben, ziemlich ernste Gedichte mit philosophischen Ansprüchen. Aber ich dachte überhaupt nicht an eine Zukunft als Schriftsteller. Ich wollte Musiker, Komponist, Pianist werden. Vielleicht wäre ich es tatsächlich geworden, wenn ich nicht an der Hand verletzt worden wäre, nicht schlimm, aber doch genug, um mir diesen Beruf zu verwehren.

Später dachte ich daran, Maler zu werden, aber es gefiel mir vor allem, Tiere zu züchten: Hunde und Fische. Das ist übrigens die einzige Sache, auf die ich mich wirklich verstehe. Das kleine Aquarium, das Sie bei mir gesehen haben, ist eine Erinnerung an meine glücklichen Kindheitsjahre. Auch nach dem Krieg dachte ich zunächst nicht daran, eine literarische Karriere zu machen. Man lebte von einem Tag zum anderen, ohne an irgendetwas zu denken. Ich habe alle möglichen Berufe ausgeübt. Eine Zeitlang bin ich auf dem Land umhergereist, um den Bäuerinnen Stoffe und Schals zu verkaufen. Wenn ein Gendarm sich zeigte, versteckte ich mich im Gebüsch, denn ich hatte keine Gewerbeerlaubnis. Später wurde ich Vertreter für Grabsteine,

Kaufmann und noch weiteres mehr; ich war auch Organist und zwar in einem Irrenhaus. Dann wurde ich Volksschullehrer; ich hatte das notwendige Examen abgelegt. Das war für mich eine glückliche Zeit. Ich verstand mich gut mit den Kindern; aber auf Dauer, im Alter von 24 Jahren, fühlte ich mich in der Schule zu eingeeignet. Den Rest wissen Sie ja schon...«

»Dass Sie Broschüren und Werbeannoncen verfasst haben?«

»Ja, sogar in Versen!«

»Und dass Sie, als Sie Sportjournalist waren, begannen, abends die Kapitel Ihres Buches zu schreiben...«

»Ich hatte früher schon einmal versucht, einen Roman zu schreiben, aber ich spürte, dass er weder Wert noch Wirkung hatte. Aber an diesem Abenden fühlte ich mich zum ersten Mal in gewisser Weise gefangen, ich konnte meinen Schreibtisch nicht mehr verlassen, so dass das Buch in einigen Monaten geschrieben war. Es ist wahr, dass ich mich anfänglich nicht dazu entschließen konnte, es jemandem vorzulegen, denn ich glaubte, es müsste niemanden interessieren. Dann bot ich es dem Verleger S. Fischer an, der lange zögerte, es anzunehmen. Schließlich nahm ich die Vorschläge der Vossischen Zeitung an. Man befürchtete zunächst in der Redaktion, dass mein Manuskript nicht spannend genug sei, um im Feuilleton einer Zeitung zu erscheinen, und man hielt einen anderen Roman bereit für den Fall, dass die Öffentlichkeit nicht genügend Interesse für den meinen an den Tag legen würde. Und glauben Sie im Übrigen nicht, dass ich durch dieses Buch ein Vermögen verdient hätte, wie man es gemeinhin sagt. Wollte ich alle Angebote für Vortragsreisen annehmen, die man mir gemacht hat, verdiente ich mehr als das, was ich von allen Ausgaben und Übersetzungen bekommen habe. Aber ich kann keine Vorträge halten, und ich weiß wirklich nicht, worüber ich sprechen könnte.

In Wirklichkeit fühle ich mich überhaupt nicht als Schriftsteller; es gibt so viele andere Dinge, die ich vorziehen würde. Aber ich muss mich von alledem befreien, dem ich mich gewidmet habe. Ich empfinde jetzt von neuem das gleiche Gefühl der Unruhe und Unsicherheit wie damals.

Glauben Sie mir, wenn Sie wollen«, unterbricht er sich plötzlich, »als der Erfolg sich ankündigte im letzten Frühjahr, da geriet ich in eine wirklich deprimierende Krise. Meine Freunde mussten mich zum Verreisen bewegen; wochenlang blieb ich in Davos in völliger Apathie, ohne für irgendetwas Interesse aufbringen zu können. Ich fühlte mich erledigt, erschöpft für immer. Ich dachte: was immer ich auch in Zukunft mache, ich werde immer der Autor von ›Im Westen nichts Neues‹ bleiben. Ich wusste genau: jeder x-beliebige andere hätte dieses Buch genauso gut wie ich schreiben können, es ist nicht mein eigenes Verdienst, es geschrieben zu haben.«

»Was denken Sie von den anderen Kriegsbüchern, zum Beispiel den Werken von Renne und Jünger?«

»Das Buch von Renne ist ein ausgezeichnetes, großartiges Buch.

Was Jünger betrifft, so ist er ein geborener Soldat, ein prächtiger Typus eines Söldners, und er besitzt ein bemerkenswertes Talent für Schilderung. Ich finde übrigens, dass seine Bücher einen noch pazifistischeren Einfluss als alle andere ausüben. Man sieht bei ihm den nackten Krieg, das grausame Vergnügen des Abschlachtens... Aber Sie müssten auch die anderen älteren Kriegsbücher erwähnen, die von Leonhard Frank, Latzko und von Ukruh. Diese Autoren waren die ersten, die in Deutschland über den Krieg schrieben.«

»Und Barbusse?«

»Ich habe vor Jahren zweimal versucht, das ›Das Feuer‹ zu lesen, aber jedes Mal musste ich meine Lektüre unterbrechen, ich konnte sie nicht ertragen, aber ich nehme mir vor, es wieder zu lesen...«

»Und was denken Sie vom Drama Sheriffs über den Krieg: ›Die andere Seite‹?«

»Man hat es mir vor der deutschen Aufführung geschickt. Man wollte mich mit der deutschen Fassung dieses Stücks beauftragen. Aber ich habe abgelehnt, denn ich möchte nicht

wieder Kriegsthematiken behandeln. Das Drama hat mich übrigens interessiert und ist ganz in meinem Sinn geschrieben, der dem meinen ähnelt.«

»Lesen Sie viel? Lieben Sie die skandinavischen Autoren?«

»Ich kenne Hamsun am besten; ich habe gerade seinen ›Vagabund‹ gelesen. Ich mag dieses Buch. War ich nicht selbst auch ein Vagabund? Und auch die ›Segnung der Erde‹. Das ist ein Buch, über dem sich ein Himmel ausbreitet. Ist es Ihnen schon einmal eines Abends passiert, dass Sie, als Sie plötzlich den Blick zur Tür hinausschweifen ließen, in der Ferne, in der großen dunklen Ebene, einen kleinen Mann erblickten, der die Felder überquert? Man sieht die Dunkelheit, den Waldrand, die Ebene, einige erleuchtete Fenster in der Ferne, und über all dem ist der Himmel. Man fühlt sich plötzlich wie von einer Offenbarung getroffen. Das ist ein kleines Fragment des unermesslichen Lebens, ein kleines Fragment, das man nie wiedersehen wird und welches doch eine Welt für sich ist. Und während man dies empfindet, hat man ein sonderbares Gefühl der Ewigkeit. Das ist es gerade, was man in allen Büchern empfinden sollte, und das ist es auch, was man bei Hamsun findet. Auch in der Malerei geschieht es, dass man diesen Eindruck empfindet, bei Rembrandt zum Beispiel und auch bei Munch. Sein ›Krankes junges Mädchen‹ ist eines der stärksten Kunstwerke, das ich kennen.«

»Hatten Sie niemals Lust, fürs Theater zu schreiben?«

»Das Theater interessiert mich nicht. Aber ich weiß nicht einmal, ob ich nach diesem Buch noch ein anderes schreiben werde.«

Wir hatten uns gemeinsam fast drei Stunden unterhalten, als wir uns schließlich auf den Weg machten. Aber zuvor machte mir Remarque noch eine letzte vertrauliche Mitteilung:

»Wissen Sie, welche Gedanken mich zurzeit verfolgen. Ich habe es noch niemandem gesagt. In ein paar Tagen werde ich Berlin wieder verlassen. Ich will hier nicht arbeiten; man lässt mich keine einzige Minute zufrieden, wenn ich hier bin. Ich würde am liebsten völlig verschwinden, den Namen ändern, meinen Bart wachsen lassen, eine neue Existenz beginnen, nie wieder schreiben. Man sollte immer nur dann Bücher schreiben, wenn es einen dazu drängt. Und kann ein Beruf dieses Gefühl ersetzen?«

»Aber Sie haben doch dieses Gefühl, nicht wahr?«

»Ja, manchmal, ich habe so wenig Selbstsicherheit. Ich habe das Bedürfnis wegzugehen. Ich will kein Schriftsteller sein, ich will einfach sein, ich möchte die einfachsten Dinge des Lebens tun, ich möchte einen jungen, kranken Hund pflegen und ihn retten, wenn schon alle die Hoffnung aufgegeben haben und ihn wieder auf die Beine bringen, ich möchte stundenlang ausgestreckt auf einer Wiese liegen oder diesen Geschwindigkeitsrausch verspüren, den man empfindet, wenn man sich mit dem Auto, das man fährt, eins fühlt.«

Vor seinem Haus mitten im Zentrum Berlins verabschieden wir uns voneinander.

»Wann kommen Sie nach Schweden?« fragte ich ihn.

»Ich habe versprochen, falls ich je eine Vortragsrundreise mache, zunächst nach Dänemark, Schweden, Norwegen und Finnland zu fahren. Aber ich bin nicht in der Lage, einen Vortrag zu halten. Bin ich nicht übrigens ein Autodidakt? Ich könnte nur von Hunden, Fischen und Autos erzählen...«

Ich sehe noch ein seltenes, ein wenig müdes Lächeln vor mir.

»... Aber wer interessiert sich dafür? Vielleicht werde ich einige Seiten aus meinem neuen Buch vorlesen, nicht aus dem alten. Bis nächsten Winter also. Auf Wiedersehen dann.«

»Gute Reise«, wünsche ich ihm.

Und im Grunde meines Herzens denke ich: »Gute Rückkehr!«